

Exilforschung · Ein internationales Jahrbuch · Band 32

Exilforschung
Ein internationales Jahrbuch

**Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft für Exilforschung/
Society for Exile Studies von Doerte Bischoff, Claus-Dieter Krohn und
Lutz Winckler**

Exilforschung
Ein internationales Jahrbuch

32/2014

Sprache(n) im Exil

Herausgegeben von
Doerte Bischoff, Christoph Gabriel und
Esther Kilchmann

et+k

edition text + kritik

Redaktion der Beiträge:

Prof. Dr. Doerte Bischoff

Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur

Von-Melle-Park 3

20146 Hamburg

buro.exil@uni-hamburg.de

Rezensionen:

Prof. Dr. Claus-Dieter Krohn

cdkrohn@web.de

Verantwortlich außerdem:

Prof. Dr. Lutz Winckler

Lutz.Winckler@gmx.de

Dieser Band erscheint seit 2021 als Print-on-Demand-Titel (POD) und E-Book (PDF) bei De Gruyter.

ISBN POD 9978-3-11-077995-0

e-ISBN (PDF) 978-3-11-078010-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86916-374-1

Umschlaggestaltung: Thomas Scheer, Stuttgart

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© edition text + kritik im Richard Boorberg Verlag GmbH & Co KG, München 2014

Levelingstraße 6a, 81673 München

www.etk-muenchen.de

Satz: Dörr + Schiller GmbH, Stuttgart

Druck und Verarbeitung: Laupp & Göbel GmbH, Talstraße 14, 72147 Nehren

Inhalt

Doerte Bischoff, Christoph Gabriel, Esther Kilchmann	Sprache(n) im Exil. Einleitung	9
--	--------------------------------	---

I. Sprachkonzepte des Exils

Susanne Utsch	»In einer fremden Sprache gestalten kann man nicht«. Der prägende Einfluss von Muttersprachideologien der 1920er und 1930er Jahre auf die Sprachbewahrungstendenz der Exilintellektuellen	29
Utz Maas	Sprache bei exilierten Sprachforschern	51
Esther Kilchmann	Von <i>short sentences</i> , <i>fancy-dresses</i> und <i>jeux de mots</i> . Die Psychoanalyse und der exilbedingte Sprachwechsel	66
Birgit R. Erdle	Adornos Sprachdenken im Exil	83
Daniel Weidner	Doppelstaat, Unstaat, Massenwahn. Wissenschaftssprache und politisches Denken im Exil	100

II. Sprachverlust, Spracherhalt, Sprachwandel: Linguistische Analysen

Monika S. Schmid, Cornelia Lahmann und Rasmus Steinkrauss	Sprachverlust im Kontext von Migration und Asyl	121
--	---	-----

6 Inhalt

Ilse Stangen und Tanja Kupisch	Erhalt und Verlust von Sprache(n) im Migrationskontext. Vom Nutzen der Analyse herkunftssprachlicher Daten für die Exilforschung	132
Christoph Gabriel, Susann Fischer und Elena Kireva	Judenspanisch in Bulgarien. Eine Diasporasprache zwischen Archais- mus und Innovation	150
Eva Duran Eppler	Sprach- und Kulturverlust im Exil	168
Simona Leonardi	Sprachmetaphorik in biografischen Interviews mit Israelis deutsch- sprachiger Herkunft	187
 III. Mehrsprachigkeit in der Exilliteratur: Formen, Funktionen, Grenzen		
Primus-Heinz Kucher	»a precarious balance between my two means of expression«. Sprach- reflexion, Kulturtransfer und mehr- sprachige Werksignatur im Exil am Beispiel von Leo Lania und Hilde Spiel	211
Mark H. Gelber	Mehrsprachigkeit und Stationen des Exils in der Literatur des Überlebens. Stefan Zweig, Fanya Gottesfeld Heller, Ruth Klüger	231
Reinhard Andress	Benno Weiser Varons Dreisprachlich- keit im Exil. Ein Beispiel für Trans- kulturalität	243
Lina Barouch	Heim(at)liche Nacht. Die mehrspra- chigen Gedichte Ludwig Strauss' aus den Jahren 1936 bis 1937 in Palästina	259
Friederike Heimann	Sprachexil. Zum Verhältnis von Muttersprache und »Vätersprache« bei Gertrud Kolmar und Paul Celan	276

Jenny Willner	Sprache, Sexualität, Nazismus. Georges-Arthur Goldschmidt und die deutsche Sprache	293
Elisabeth Güde	<i>Linguas i egzilos, diller ve sürgünler.</i> Über sephardische Mehrsprachigkeiten in der Literatur	310
Rezensionen		327
Kurzbiografien der Autoren und Autorinnen		355

Sprache(n) im Exil

Einleitung

»Da ist zunächst die bittere Erfahrung, abgespalten zu sein vom lebendigen Strom der Muttersprache.« (Lion Feuchtwanger)

»I had better tell you where I got my English from. Answer, in two words: from Hitler.« (Werner Lansburgh)

»Das Leben zwischen den Sprachen [...] ist schwierig und ermüdend. Aber wer es einmal gelebt hat, würde dennoch nicht wieder heimkehren wollen in eine Muttersprache, hinter deren Grenzen kein Land mehr liegt.« (Jean Améry)

»In der Tat sind wir ja von Sprache zu Sprache gewandert und haben in jeder unser Leben verdienen müssen.« (Hilde Domin)

»Wenn man Glück hat, findet man ein zweites Vaterland. Aber findet man auch eine zweite Sprache? Läßt sich die Muttersprache je vergessen? Oder können wir zwei Sprachen haben – zwei Mütter?« (Klaus Mann)

»Aus einem Land kann man auswandern, aus der Muttersprache nicht.« (Schalom Ben-Chorin)¹

I.

Sprache(n): die Diskussion um ihren Verlust und Erwerb, um die Einzigartigkeit der Muttersprache oder ihre Austauschbarkeit sind unter Exilierten ein durchgängiges und widersprüchlich diskutiertes Thema. Die eingangs zitierten Aperçus umreißen eine Vielfalt an möglichen Positionen. Teilweise werden traditionell wirkmächtige Vorstellungen von sprachlicher Verwurzelung und einer zwingenden Verbindung

1 Lion Feuchtwanger: Der Schriftsteller im Exil [1943]. In: Ders.: Ein Buch nur für meine Freunde. Frankfurt a. M. 1984, S. 533–538, hier: S. 535; Werner Lansburgh: »Dear Doosie«. Eine Liebesgeschichte in Briefen – auch eine Möglichkeit, sein Englisch spielend aufzufrischen. In: Ders.: »Dear Doosie«. Wiedersehen mit Doosie. Zwei Romane in einem Band. Frankfurt a. M. 1999, S. 5–261; hier: S. 119; Jean Améry: Das Leben zwischen den Sprachen. In: DIE ZEIT 37, 03.09.1976; Hilde Domin: Leben als Sprachodyssee. In: Dies.: Gesammelte Autobiographische Schriften. Fast ein Lebenslauf. München, Zürich 1992, S. 32–40; hier: S. 34; Klaus Mann: Das Sprach-Problem. In: Ders.: Heute und Morgen. Schriften zur Zeit. Hg. v. Martin Gregor-Dellin. München 1969, S. 287–292; hier: S. 287; Schalom Ben-Chorin: Sprache als Heimat. In: Germania Hebraica. Beiträge zum Verhältnis von Deutschen und Juden. Gerlingen 1982, S. 33–49; hier: S. 33.

von Sprache und Heimat aufgerufen. Formuliert wird aber auch ein Anspruch auf kulturelle Zugehörigkeit jenseits staatlicher Machtansprüche und territorialer Grenzziehungen. Schließlich rückt die Überwindung von Sprachgrenzen als ein möglicherweise auch produktives Moment in den Blick. Gemein ist den verschiedenen gelagerten Auseinandersetzungen mit Sprache unter den Bedingungen des Exils, dass sich darin eine – und sei es nur durch verstärkte Reflexion – veränderte Einstellung zur Erstsprache sowie Neuverhandlungen der Bedeutung und Funktion fremder Sprachen in Wort und Schrift abzeichnen. Dabei spielen unwillkürliche und unbewusste Prozesse der Hinwendung zur Fremdsprache, z. B. durch Formen der Sprachmischung, die die Publizistin Inge Deutschkron mit *Emigranto* überschrieben und so als einen eigenen exiltypischen Sprachmodus gekennzeichnet hat,² ebenso eine Rolle wie bewusste Entscheidungen für einen vollständigen oder situationsabhängigen Sprachwechsel und explizite Reflexionen über Möglichkeiten und Grenzen der Artikulation sowie der (Selbst-)Übersetzung.

Mag es sich zunächst bei der Anforderung, im Alltag eine fremde Sprache sprechen und diese eventuell erst erlernen zu müssen, um eines unter vielen anderen zu bewältigenden Problemen der Emigration gehandelt haben, so dokumentiert sich doch gerade in der Sprachpraxis und -reflexion von Exilierten ein existenzieller Einschnitt und oft auch Verunsicherung bezüglich der eigenen Zugehörigkeit. Obwohl diese Erfahrung strukturell mit den sprachlichen Implikationen jeder Migrationserfahrung vergleichbar ist, macht es doch offensichtlich einen Unterschied, ob jemand durch Reisen und Kommunikation beliebig Kontakt mit dem Herkunftsland halten kann oder nicht, und auch, ob er als Sprecher seiner Muttersprache weiterhin anerkannt und ›intakt‹ bleibt oder grundsätzlich infrage gestellt wird.³ Gerade deutschsprachige Juden, die weitaus größte Gruppe der während der NS-Zeit Exilierten, sahen sich bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts mit der antisemitischen Auffassung konfrontiert, Juden könnten nie ›echte‹ deutsche Muttersprachler werden. Im Kontext der Bücherverbrennung wurde ihnen dann jegliche Teilhabe an der deutschen Sprache, Literatur

2 Inge Deutschkron: *Emigranto*. Vom Überleben in fremden Sprachen. Berlin 2001. S. auch: Eva Duran Eppler: *Emigranto*. The syntax of German-English code-switching. Wien 2010.

3 Vgl. die Formulierung in Peter Weiss' *Laokoon*-Rede: »Er ist als Sprecher nicht mehr intakt«. Peter Weiss: *Laokoon* oder Über die Grenzen der Sprache. Rede anlässlich der Entgegennahme des Lessingpreises der Freien und Hansestadt Hamburg am 23. April 1965. In: Ders.: *Rapporte*. Frankfurt 1968, S. 170–187; hier: S. 175.

und Kultur abgesprochen.⁴ In den von der Deutschen Studentenschaft verbreiteten »Zwölf Thesen über den undeutschen Geist« etwa war u. a. behauptet worden, dass, weil Sprache und Schrifttum »im Volke« wurzelten, Juden grundsätzlich nicht befähigt und legitimiert seien, deutsch zu schreiben.⁵ Was Victor Klemperer in seinem zuerst 1947 publizierten Buch über die Sprache des »Dritten Reiches« *LTI* (d. i. *lingua tertii imperii*) gezeigt hat, dass nämlich die deutsche Sprache als »Sprache des Nazismus« zum »Nährboden« der »nazistischen Gesinnung« und damit selbst zu einem Instrument gewaltsamer Ausgrenzung wurde,⁶ wird in zahlreichen Dokumenten des Exils bereits auf unterschiedliche Weise artikuliert. Neben der Aufforderung, die deutsche Sprache, die nicht zuletzt eine gemeinschaftsstiftende Funktion haben sollte, vor dem barbarisierenden Zugriff der Nazis zu bewahren,⁷ gibt es aber auch (etwa bei Klaus Mann, Hannah Arendt oder Siegfried Kracauer) die Reaktion einer Abwendung von der deutschen Sprache, verbunden mit einer ausdrücklichen Hinwendung zur Sprache des asylgewährenden Landes. Für viele jüdische Emigranten war die Erfahrung, aus der deutschen Sprachgemeinschaft regelrecht ausgestoßen zu werden, auch Anlass, sich, nicht nur in Palästina/Israel, verstärkt mit traditionell jüdischen Sprachen wie Hebräisch und Jiddisch zu beschäftigen. Dies konnte sowohl mit einer z. T. programmatischen Affirmation jüdischer Traditionen von Mehrsprachigkeit wie auch mit deren Problematisierung als Signatur einer offensichtlich gescheiterten Kultur jüdischer Diaspora und Assimilation einhergehen.⁸

In jedem Fall muss der Eindruck, den die Behandlung des Sprachaspekts in der früheren Exilforschung erweckt hat, nämlich dass besonders die Erfahrung der Sprachberaubung und des Verstummens für das

4 S. hierzu Sander Gilman: *Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden*. Frankfurt a. M. 1993, S. 108–120.

5 »Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er. [...] Wir fordern deshalb von der Zensur: Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache. Erscheinen sie in deutsch, sind sie als Übersetzung zu kennzeichnen. [...] Deutsche Schrift steht nur Deutschen zur Verfügung.« Zit. nach Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Reinbek bei Hamburg 1966, S. 44–45 (Auszüge aus der 5. und 7. These).

6 Victor Klemperer: *LTI – Notizbuch eines Philologen* [1947]. Stuttgart 2007 (22. Aufl.), S. 8. Dort heißt es auch: »Wie viele Begriffe und Gefühle hat sie geschändet und vergiftet!«

7 Vgl. etwa den Appell von Ludwig Marcuse: »Ich glaube, daß man bereits eine wichtige Sendung erfüllt, wenn die deutsche Sprache über diese Zeit ihrer fürchterlichsten Schändung hinübergerettet wird.« Ludwig Marcuse: *Die Anklage auf der Flucht*. In: *Das Neue Tage-Buch* 6, 08.02.1936, S. 132.

8 Vgl. zu diesem Komplex Andreas Wittbrodt: *Mehrsprachige jüdische Exilliteratur. Autoren des deutschen Sprachraums. Problemaufriß und Auswahlbibliographie*. Aachen 2001; sowie die Beiträge von Mark Gelber, Lina Barouch und Simona Leonardi in diesem Band.

Exil prägend gewesen sei,⁹ revidiert werden. Die ohne Frage besonders eindrücklichen Gedichte »aus der Sprachverbannung«¹⁰, die sprechenden Bilder von der »Geige aus Stein« oder dem »Klavier ohne Saiten«¹¹, um die »aus dem großen Strom ihrer bisherigen Welt herausgerissen[e]«¹² deutsche Sprache, die sich schöpferischer Gestaltung verweigere, zu beschreiben, artikulieren nur eine von vielen Perspektiven. Wie die Beiträge dieses Bandes zeigen, ist der Exilforschung wenig damit gedient, diese beim Wort zu nehmen und immer wieder erneut als repräsentative Aussagen über Sprache im Exil anzuführen. Vielmehr geht es darum, sie in das breitere diskursive Feld der Zeit einzubetten. Das heißt zum einen, dass solchen Bildern zugrunde liegende Sprachauffassungen und Wissensordnungen sowohl in ihrer historisch diskursiven als auch in ihrer ideologischen Funktion erkundet werden müssen. Es heißt darüber hinaus, dass auch andere, sich z. T. geradezu widersprechende Phänomene und Äußerungen in ihrer Bedeutung ebenfalls wahrgenommen und verzeichnet werden, womit nicht nur die den Bereich literarischer Produktivität betreffenden Befunde ausdifferenziert erscheinen, sondern insgesamt ein deutlich breiteres Spektrum an Sprachdokumenten in den Blick genommen werden kann. Das Anliegen dieses Bandes, dem eine vorbereitende Tagung mit dem gleichen Titel vorausging,¹³ besteht vor allem darin, die genannten Topoi von der Sprachberaubung oder Sprachbewahrung im Exil mit breiter angelegten linguistischen Analysen zum Sprachverhalten von Migranten und Exilanten sowie mit Forschungen zu konfrontieren, die die rhetorische Etablierung von Nationalsprachen diskursgeschichtlich nachzeichnen. Gerade in der Zusammenschau und Kooperation von linguistischen sowie literatur- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven auf den Komplex Sprache(n) im Exil liegt jedoch, wie im Folgenden deutlich wird, die Chance, die historische und rhetorische Verfasstheit

9 Eine zusammenfassende Darstellung der klassischen Topoi findet sich etwa bei Alexander Stephan: *Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Eine Einführung*. München 1979, S. 147–155.

10 Vgl. Carl Zuckmayer: *Kleine Sprüche aus der Sprachverbannung*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 1: *Gedichte. Erzählungen*. Berlin, Frankfurt a. M. 1960, S. 123–124. Zum Aspekt des Sprachverlusts s. auch Manfred Durzak: *Laokoons Söhne. Zur Sprachproblematik im Exil*. In: *akzente* 21 (1974), S. 53–63; Birgit Erdle: *Das Verstummen sprechen. Sprache und Sprachlosigkeit in Texten exilierter und deportierter Schriftstellerinnen*. In: *Zwischen Aufbruch und Verfolgung*. Hg. v. Denny Hirschbach und Sonja Noweselsky. Bremen 1993, S. 116–131.

11 Leonhard Frank: *Links wo das Herz ist*. München 1952, S. 191.

12 Feuchtwanger: *Der Schriftsteller im Exil* (s. Anm. 1), S. 535.

13 Workshop »Sprache(n) im Exil«, 19./20.02.2014 in Hamburg. Zum Programm: http://www1.slm.uni-hamburg.de/de/forschen/arbztzentren/exilforschung/docs/flyer_sprachen_im_exil.pdf [abgerufen: 09.06.2014].

von Sprachkonzepten herauszustellen und außerdem Bedingungen ihrer Infragestellung und Dynamisierung auszuloten. Empirische Untersuchungen können nicht nur dazu beitragen, Abläufe und Bedingungen des Zweitspracherwerbs auch in Exilkontexten differenzierter zu beschreiben und mit den topischen Beschreibungen von Sprach-Exil abzugleichen. Sie öffnen auch den Blick für Phänomene des Sprachverlusts (*language attrition*) und der sprachlichen Verunsicherung jenseits der häufig doch noch recht wortreich artikulierten poetischen Beschreibungen.¹⁴ Der tatsächliche Sprachverlust, das schmerzhaftes Gefühl, jede Möglichkeit der adäquaten (Selbst-)Äußerung verloren zu haben, liegt gerade auch jenseits der überlieferten Worte der Schriftsteller.

So haben Untersuchungen zur gesprochenen Sprache deutscher Exilanten, die seit ihrer Vertreibung aus Hitler-Deutschland im englischsprachigen Kontext leben, gezeigt, dass Spracherhalt bzw. Sprachverlust in hohem Maße von der jeweils betrachteten sprachlichen Ebene abhängen: Zentrale syntaktische Regeln des Deutschen wie z. B. die Platzierung des konjugierten Verbs an der zweiten Position im Hauptsatz¹⁵ beherrschen Exilsprecher auch dann fast fehlerfrei, wenn sie ihre Muttersprache jahrzehntelang nicht oder nur kaum verwendet haben.¹⁶ Anfälliger für Sprachverlust, also ›fehleranfälliger‹ im normativen Sinn sind hingegen neben Flexionsmorphologie (u. a. bei unregelmäßigen Verbformen oder der Angleichung von Adjektiven und Artikelwörtern in der Nominalphrase), Wortschatz¹⁷ und Aussprache (etwa in der Wahrnehmung fremdsprachigen Akzents)¹⁸ vor allem sogenannte

14 Gerade als Lamentationen offenbaren Dichtungen des Exils ihren topischen, auf andere Exiltexte verweisenden Charakter. Bereits Ovid, dessen Exilschicksal auch von Exilanten des 20. Jahrhunderts immer wieder in Erinnerung gerufen wird, fasst sein Leid in eindrucksvolle Verse, die bis heute zur Weltliteratur zählen. Ilija Trojanow erklärt dazu: »Es ist bemerkenswert, wie wortreich virtuos Ovid sein Verstummen besingt. [...] Der Topos hat sich bis zum heutigen Tag frisch gehalten. Er nährt sich von den althergebrachten Vorstellungen von heiliger Heimat und seliger Muttersprache.« Ilija Trojanow: Exil als Heimat. In: Intellektuelle im Exil. Hg. v. Peter Burschel, Alexander Gallus und Markus Völkel. Göttingen 2011, S. 9–18; hier: S. 10.

15 Diese sog. V2-Eigenschaft des Deutschen zeigt sich darin, dass Sätze mit unterschiedlicher Wortstellung wie *Sie liest täglich Zeitung*, *Täglich liest sie Zeitung* oder *Zeitung liest sie täglich* allesamt grammatisch korrekt, jedoch in verschiedenen Kontexten in unterschiedlichem Maße angemessen sind. Grundsätzlich ausgeschlossen sind jedoch Konstruktionen, die gegen diese Eigenschaft verstoßen (z. B. **Täglich sie liest die Zeitung*).

16 Monika S. Schmid: First language attrition, use and maintenance. The case of German Jews in Anglophone countries. Amsterdam 2002, S. 158 und 191.

17 Monika S. Schmid: Language attrition. Cambridge 2011, S. 38–46.

18 Vgl. Holger Hopp und Monika S. Schmid: Perceived foreign accent in first language attrition and second language acquisition. The impact of age of acquisition and bilin-

Schnittstellenbereiche, in denen grammatisches u. a. mit pragmatisch-diskursivem Wissen interagiert: So produzieren Exilsprecher i. d. R. grammatisch korrekte Sätze, doch fällt es ihnen als im Sinne Feuchtwangers »vom lebendigen Strom der Muttersprache« Abgespaltenen zunehmend schwerer, die potenziell möglichen Stellungsvarianten den entsprechenden pragmatischen Kontexten zuzuordnen. Es kann also zu Verunsicherungen im Umgang mit sprachlicher Variation in der Muttersprache kommen – ein Aspekt, der diejenigen, die professionell mit den Nuancen und Varianten der Sprache umgehen, also nicht zuletzt Schriftsteller, unmittelbar betrifft. Schalom Ben-Chorins Diktum von der Unmöglichkeit, aus »der Muttersprache auszuwandern« scheint insofern bestätigt, als eine in den ersten Lebensjahren erworbene Sprache letztlich gar nicht in Gänze verloren werden *kann* – selbst wenn sie von den Sprechern kaum noch verwendet oder gar abgelehnt wird. Auch in anderer Hinsicht kommt der Muttersprache eine besondere Rolle zu, und zwar insofern als weitere Sprachen, zumindest wenn sie nach dem zehnten Lebensjahr erlernt werden,¹⁹ nur in den seltensten Fällen so souverän von den Sprechern verwendet werden, dass dies von muttersprachlichem Gebrauch nicht zu unterscheiden ist. Andererseits können durchaus auch Nicht-Muttersprachler in einzelnen Bereichen, z. B. in der Aussprache, eine zielsprachliche Kompetenz erreichen, die der muttersprachlichen Lautung sehr nahe kommt.²⁰ Die von Klaus Mann formulierte Frage, ob man mit dem zweiten Vaterland auch eine zweite Sprache finden könne, lässt sich aus Sicht der neueren empirischen Forschung also nur damit beantworten, dass dies durchaus möglich ist, jedoch stark von individuellen Faktoren wie z. B. den Einstellungen der Sprecher zu ihrer Muttersprache und zur Zweitsprache²¹ und nicht zuletzt auch von ihrer persönlichen Sprachlernfähigkeit (engl. *language learning aptitude*)²² abhängt. Das Annehmen einer

gualism. In: *Applied Psycholinguistics* 34 (2013), S. 361–394; Esther de Leeuw: When your native language sounds foreign. A phonetic investigation into first language attrition. Dissertation (unveröffentlicht). Edinburgh 2008; Ester de Leeuw, Monika S. Schmid und Ineke Mennen: The effects of contact on native language pronunciation in a migrant context. In: *Bilingualism. Language and Cognition* 13 (2010), S. 33–40.

19 Zum frühen Zweitspracherwerb, der bis ungefähr zum zehnten Lebensjahr zu quasisprachlicher Kompetenz führen kann, vgl. u. a. Jürgen M. Meisel: Second language acquisition in early childhood. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 28 (2009), S. 5–34.

20 S. Hopp und Schmid: Perceived foreign accent (s. Anm. 18).

21 Zu den außersprachlichen Faktoren beim Sprachverlust und beim L2-Erwerb s. Schmid: Language attrition (s. Anm. 17), S. 69–105.

22 S. z. B. Wendy Baker Smemoe und Naomi Haslam: The effect of language learning aptitude, strategy use and learning context on L2 pronunciation learning. In: *Applied Linguistics* 34 (2013), S. 435–456.

zweiten Sprache muss jedoch nicht unbedingt an den Erwerb quasi-muttersprachlicher Kompetenzen auf allen Ebenen gebunden sein, d. h. die »gefunden« Sprache kann auch nach erfolgreich vollzogenem Sprachwechsel durch Merkmale der Erstsprache gekennzeichnet sein. So galt etwa ein deutscher bzw. österreichischer Akzent im Englischen lange Zeit nachgerade als Gütesiegel für Psychoanalytiker.²³ Auch können Migranten beim Erlernen der Sprache des Ziellandes Besonderheiten der eingewanderten Sprache in diese einbringen, die sich so verfestigen, dass sie als identitätsbildendes Merkmal auch von Sprechern ohne Migrationshintergrund im intergenerationellen Transfer weitergegeben werden: Beispielfähig hierfür ist das in Argentinien gesprochene Spanisch, das auf allen sprachlichen Ebenen durch den migrationsbedingten Kontakt mit der Sprache der größten Einwanderergruppe, dem Italienischen, beeinflusst ist.²⁴

II.

Emigration ist, so hat es Inge Deutschkron formuliert, nahezu immer ein »Überleben in fremden Sprachen«²⁵, insofern die Sicherung der Existenz nicht zuletzt auch an eine wie auch immer geartete Überwindung des Verständigungsproblems im Exilland geknüpft ist. Eine allzu ausschließliche Fokussierung der Einsprachigkeit im Exil (als Sprachbewahrung oder Sprachverlust) blendet all jene Formen des individuellen, aber auch kulturellen Überlebens aus, die an Übersetzung, Fremdspracherwerb und Sprachwechsel geknüpft sind. Dies gilt vielfach gerade auch für das literarische Schaffen, das über die Notwendigkeiten alltäglicher Kommunikation hinausgeht und häufig der Übersetzung regelrecht ausgesetzt war. Einflussreiche Exilromane wie Anna Seghers' *Transit* oder Arnold Zweigs *Das Beil von Wandsbek* erschienen zuerst in Übersetzung (Spanisch und Englisch bei Seghers; Hebräisch bei Zweig) und erst deutlich später in einer deutschsprachigen

23 S. den Beitrag von Esther Kilchmann in diesem Band.

24 S. hierzu María Beatriz Fontanella de Weinberg: *El español bonaerense. Cuatro siglos de evolución lingüística*. Buenos Aires 1987. Zur italienisch beeinflussten Prosodie vgl. Andrea Pešková, Ingo Feldhausen, Elena Kireva und Christoph Gabriel: *Diachronic prosody of a contact variety. Analyzing Porteño Spanish spontaneous speech*. In: *Multilingual individuals and multilingual societies*. Hg. v. Kurt Braunmüller und Christoph Gabriel. Amsterdam 2012, S. 365–389; Christoph Gabriel und Elena Kireva: *Prosodic transfer in learner and contact varieties. Speech rhythm and intonation of Buenos Aires Spanish and L2 Castilian Spanish produced by Italian native speakers*. In: *Studies in second language acquisition* 36 (2014), S. 257–281.

25 S. den Untertitel ihres Buches (s. Anm. 2).

Fassung, die nicht mehr ›original‹ genannt werden kann. Klaus Mann und Georges-Arthur Goldschmidt verfassten ihre (Exil-)Autobiografien zunächst in der Zweitsprache (auf Englisch bzw. Französisch), um sie dann später selbst mit vielen Änderungen zu übersetzen bzw. auf Deutsch neu zu schreiben. Konrad Merz, dessen literarisches Debüt *Ein Mensch fällt aus Deutschland* unmittelbar aus der Exilerfahrung heraus entstanden ist, experimentiert wie etwa auch Hans Keilson mit niederländischen Einsprengseln, wodurch Prozesse des Selbst- und Sprachverlusts, aber auch der Übersetzung und der Neuerfindung des Schreibens im Exil erkundet werden. Werner Lansburgh wird erst Ende der 1970er Jahre mit seinen ständig zwischen Deutsch und Englisch hin- und herwechselnden Briefromanen bekannt, die trotz ihres unterhaltsamen Charakters keinen Zweifel an der Herkunft des sie konstituierenden Übersetzungsverfahrens lassen: »I had better tell you where I got my English from«, schreibt der Protagonist an seine imaginäre Leserin, »Answer, in two words: from Hitler.«²⁶

Tatsächlich gibt es durchaus zahlreiche literarische Beispiele, die mit Sprachmischungen und Formen der Übersetzung experimentieren, wie eine Reihe der hier versammelten Beiträge belegt.²⁷ Die Aufmerksamkeit auf sie zu richten, trägt dazu bei, den etablierten Kanon der Exilliteratur zu erweitern und zudem die Kategorisierung von (Exil-)Literatur im Horizont von Nationalliteraturkonzepten kritisch zu befragen.²⁸ So kann auch die beachtliche Zahl jener Autoren und Autorinnen stärker Beachtung finden, die zeitweise oder für immer die Sprache wechselten, wodurch sie aus dem Zuständigkeitsbereich einer

26 Lansburgh: »Dear Doosie« (s. Anm. 1), S. 119. Im selben Kapitel wird beschrieben, wie der in Schweden lebende Exilant als Englisch-Übersetzer arbeitet (für die Deutsch-Übersetzungen gibt es bereits genügend Nazis) und zwar ausgerechnet für das schwedische »tourist magazine called COME TO SWEDEN!« (ebd., S. 120). So wird der Exilant nicht nur ironisch als Übersetzer und Vermittler einer (fremden) Kultur inszeniert; indem eine dritte Sprache ins Spiel gebracht wird, unterläuft die Konstellation auch die Dichotomie von Muttersprache und Fremdsprache.

27 Zu Lansburgh und weiteren Beispielen (etwa Gedichten Mascha Kalékos) s. auch den Newsletter der Hamburger Berendsohn-Forschungsstelle zum Thema »Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit in der Exilliteratur«: Exilograph 18 (Sommer 2012); zu Kaléko außerdem Sophie Bornscheuer: Heimat als Lücke. Referenzloses Heimweh in Mascha Kalékos *Emigranten-Monolog*. In: Exil Lektüren. Studien zu Literatur und Theorie. Hg. v. Doerte Bischoff. Berlin 2014, S. 26–31.

28 S. dazu bereits Dieter Lamping: »Linguistische Metamorphosen«. Aspekte des Sprachwechsels in der Exilliteratur. In: Germanistik und Komparatistik. DFG-Symposium 1993. Hg. v. Hendrik Birus: Stuttgart, Weimar 1995, S. 528–540; Bernhard Spies: Exilliteratur – ein abgeschlossenes Kapitel? Überlegungen zu Stand und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Exilforschung. In: Exilforschung 19 (1996): Rückblick und Perspektiven, S. 11–30.

traditionell auf deutschsprachige Zeugnisse gerichteten Exilforschung herausfielen.²⁹

Im Exil greifen also bestimmte Konzepte, die die westliche Sprachordnung seit der frühen Neuzeit wesentlich charakterisieren, nicht mehr: die Idee einer »Verwurzelung«, einer unwiderruflichen kulturellen Zugehörigkeit qua Zugehörigkeit zu einer Mutter- und Nationalsprache, die unhintergehbare Determinierung des Sprechens und Schreibens durch diese Muttersprache.³⁰ Diese Krise lässt Konzepte eines kulturellen Monolingualismus und einer auf der unmittelbaren Verbindung von Sprache und Territorium beruhenden Nationalsprache fragwürdig werden. Dies wird nicht nur an bestimmten Formen von Mehrsprachigkeit wie *code-switching* evident. Sie ist selbst im Aufruf zur Sprachbewahrung und im Topos »Sprache als Heimat« ablesbar. So drückt ja auch der Appell von Exilautoren, durch den Gebrauch der in Deutschland und Österreich selbst durch die NS-Herrschaft deformierten Sprache die deutsche Kultur auf fremden Boden zu bewahren, letztlich die Vorstellung einer grundsätzlich möglichen Deterritorialisierung von Sprache aus, die der für den Nationaldiskurs typischen Verschränkung von Volk, Sprache und Territorium zuwiderläuft (möglicherweise ohne dass die Initiatoren dieses Appells das selbst so wahrgenommen hätten). Die Affirmation der Unverlierbarkeit der Muttersprache angesichts einer Abwendung von der deutschen Nation deutet also vielfach schon eine Neukonzeptualisierung von Sprache und Identität an. Wenn etwa Schalom Ben-Chorin, der in Israel ein neues (Vater-)Land gefunden und seinen eigenen Namen hebraisiert hat, die deutsche Sprache für sich nach wie vor als Heimat reklamiert, treten mehrfache Zugehörigkeiten in den Vordergrund, die sich solchen ethnonationalen Einheits- und Verwurzelungsphantasmen widersetzen.³¹ Herta Müller, die als rumäniendeutsche Autorin 1987 aus der

29 Vgl. Primus-Heinz Kucher: Sprachthematik im Exil. Sprachkrise, Sprachreflexion und Sprachwechsel. Positionierungen und Texte. In: Handbuch zur Österreichischen Exilliteratur. Hg. v. Ulrike Oedl und Evelyn Adunka. Wien (in Vorbereitung). S. auch Eugen Banauch: Fluid exile. Jewish exile writers in Canada 1940–2006. Heidelberg 2009.

30 Zur Historizität des Mutter- und Nationalsprachenkonzepts vgl. Thomas Paul Bonfiglio: Mother tongues and nations. The invention of the native speaker. New York 2010; Claus Ahlzweig: Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen 1994. Zur Virulenz und Transformation kultureller Wurzelmetaphorik in Exiltexten vgl. Doerte Bischoff: »Sprachwurzellos«. Reflexions on exile and rootedness. In: On the intersection between philosophy of language and political theory: German-Jewish thought between 18th and 20th centuries. Hg. v. Sabine Sander und Ilit Ferber. Berlin (erscheint) 2015.

31 Gerade in Bezug auf deutsche Sprecher und deutschsprachige Literatur in Israel gibt es derzeit eine rege Forschung, die jenseits nationaler Vereindeutigung vielfältige

Ceaușescu-Diktatur nach Deutschland emigrierte, hat sich mit dem auch von Ben-Chorin formulierten Satz »Sprache ist Heimat« in ihrem Essay »In jeder Sprache sitzen andere Augen« ausführlich auseinandergesetzt und dabei ausdrücklich darauf verwiesen, dass diese affirmative Verknüpfung von Sprache und Heimat von Exilanten geprägt sei.³² Damit kann sie nicht rechtmäßig für territoriale Ansprüche reklamiert werden. Als aus dem Exil heraus formulierte Aussage ist »Sprache ist Heimat« vielmehr besonders dazu geeignet, die ausgrenzende Logik national(sprachlich)er Besitzansprüche zu bezeugen und in Erinnerung zu halten. An das historische Exil deutschsprachiger Literatur erinnert bis heute auch der 1934 in England gegründete Exil-P.E.N. als »Zentrum deutschsprachiger Autoren im Ausland«, der trotz mehrerer Bestrebungen, ihn zu schließen, auf Betreiben seiner Mitglieder weiterhin aktiv ist und neue Mitglieder aufnimmt.³³ Dies ist offensichtlich ein weiteres Indiz für die sich im Gefolge des historischen Exils 1933–1945 allmählich auflösenden starren Zuordnungen von Literaturen zu Nationalstaaten und deren Territorien. Dass ein irakischer, in Deutschland im Exil lebender und inzwischen deutsch schreibender Autor wie Abbas Khider auch Mitglied dieses Verbundes »deutschsprachiger Autoren im Ausland« ist, kann als besonders aussagekräftiges Symptom einer solchen Dynamisierung von Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsentwürfen gelten.

sprachliche Zwischen-, Übergangs- und Mischphänomene entdeckt, die die Frage nach dem Verlust oder Erwerb der einen, einzig identitätsstiftenden und schöpferischen Sprache mit einem komplexen Feld von Zwischentönen konfrontiert. S. Lina Barouch: *Between German and Hebrew. Language and crisis in the writings of Gershom Scholem, Werner Kraft and Ludwig Strauss*. In: *Auf den Spuren der Schrift. Israelische Perspektiven einer internationalen Germanistik*. Hg. v. Christian Kohlross und Hanni Mittelman. Berlin 2011, S. 135–143; sowie das umfangreiche Korpus biografischer Interviews, die Anne Betten mit deutschsprachigen Exilanten in Israel geführt hat, s. Anne Betten (Hg.), unter Mitarbeit von Sigrid Graßl: *Sprachbewahrung nach der Emigration. Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil I. Transkripte und Tondokumente*. Tübingen 1995; Anne Betten und Miryam Du-nour (Hg.), unter Mitarbeit von Monika Dannerer: *Sprachbewahrung nach der Emigration. Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II. Analysen und Dokumente*. Tübingen 2000.

32 Herta Müller: *In jeder Sprache sitzen andere Augen*. In: *Dies.: Der König verneigt sich und tötet*. München, Wien 2003, S. 7–39; hier: S. 28 f.

33 S. die Informationen auf der Website des Zentrums: *Hoppla, wir leben!*, unter: <http://www.exilpen.net/start/ueber.html> [abgerufen: 10.6.2014].

III.

Stellt die Emigrationsituation den Sprach(en)gebrauch unter neue Vorzeichen, so verändern sich mit der Sprachpraxis zwangsläufig auch kulturell geprägte Vorstellungen von Sprache(n). Dokumente von Sprache(n) im Exil stellen deshalb auch ihre Erforschung vor die Herausforderung, dass sie mit den Ordnungskategorien von Muttersprachprimat, Sprachreinheit, Nationalsprache und -literatur nicht adäquat erfasst werden können.

In der sprachwissenschaftlichen Forschung ist kontaktbedingter Wandel traditionell ein zentrales Forschungsfeld, lassen sich doch zahlreiche Sprachveränderungsprozesse, etwa der Wandel vom (Vulgär-)Latein zu den romanischen Sprachen, kaum angemessen erfassen, ohne die jeweiligen historischen Kontaktszenarien mit einzubeziehen. Migrationsbedingte Mehrsprachigkeit sowie die daraus resultierenden Kontakt- und Sprachlernszenarien, wie sie heutzutage weltweit und insbesondere in großstädtischen Räumen gesellschaftliche Realität sind, gerieten jedoch erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts in den Blick der empirisch arbeitenden Linguistik. Insbesondere die Beschäftigung mit sogenannten Herkunftssprachen (engl. *heritage languages*), die von Einwanderern der Folgegenerationen neben der dominanten Umgebungssprache in den jeweiligen *communities* verwendet werden, und die damit verbundene Frage, ob die dort zu verzeichnenden beschränkten Ausdrucksmittel Resultat von Sprachverlust (*language attrition*) oder unvollständigem Erwerb ist, stellt ein noch junges Forschungsfeld dar.³⁴ Dediziert zur Sprachentwicklung von Exilanten liegen nur wenige empirische Studien vor, was nicht zuletzt methodischen Problemen geschuldet ist: So liegen beispielsweise Sprachaufnahmen (biografische Interviews) von aus Hitler-Deutschland geflohenen und im anderssprachigen Kontext akkulturierten Deutsch-Muttersprachlern vor, die in Bezug auf Anzeichen von Sprachverlust ausgewertet wurden.³⁵ In Ermangelung sprechsprachlichen Materials derselben Exilanten aus der Zeit vor und unmittelbar nach der Vertreibung aus Deutschland lässt sich jedoch nur der Endpunkt einer kontaktbedingten Sprachentwicklung, kaum jedoch die Entwicklung als solche beschreiben. Inwieweit sich die empirischen Befunde der Herkunfts-

34 Am umfassendsten untersucht ist hier das Spanische als Herkunftssprache in den USA, s. hierzu Sara M. Beaudrie und Marta Fairclough (Hg.): *Spanish as a heritage language in the United States. The state of the field*. Washington/DC 2012.

35 S. hierzu Schmid: *First language attrition, use and maintenance* (s. Anm. 16); sowie den Beitrag von Monika S. Schmid, Cornelia Lahmann und Rasmus Steinkrauss in diesem Band.

sprachenforschung auf die Sprachentwicklung von Exilanten übertragen lassen, wird aktuell diskutiert.³⁶

Die Literaturwissenschaft und insbesondere die historisch stark nationalphilologisch ausgerichtete Germanistik hat sich lange so gut wie gar nicht für Fragen der Mehrsprachigkeit und des Sprachwechsels interessiert. Hier galt das Schreiben in der Muttersprache als unhinterfragte Norm – obschon es zu allen Zeiten auch andere Beispiele gegeben hat.³⁷ Wechselte ein Autor seine Sprache, so wurde er in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nicht länger als Gegenstand deutscher Literaturwissenschaft betrachtet, wohingegen Praktiken literarischer Sprachmischung, wenn sie nicht in explizit avantgardistischen Verfahren begründet waren, als Zeichen minderwertiger Literatur galten. Erst in jüngster Zeit lässt sich, ausgehend von gegenwärtigem Literaturschaffen im Kontext der sogenannten Migrationsliteratur, ein gesteigertes Interesse auch der germanistischen Literaturwissenschaft an Fragen der Mehrsprachigkeit beobachten.³⁸

Obwohl es, wie Dieter Lamping betont hat, seit der Antike gerade die im Exil entstandene Literatur ist, in der Fragen des Sprachwechsels und der Sprachbewahrung auf besondere Weise thematisch werden, und zahlreiche Autoren eine starke Verbindung von Zweisprachigkeit und Exilerfahrung erfahren haben,³⁹ sind Fragen des Sprachgebrauchs in der Erforschung des Exils aus NS-Deutschland bisher eher am Rande thematisiert worden. Dabei wurde eine eingehendere Untersuchung schon lange etwa von Bernhard Spies oder Wulf Köpke als Desiderat formuliert, auch wenn dies vor allem auf die Erhellung der schriftstellerischen Strategien zur Bewahrung des Deutschen gerichtet war.⁴⁰

Dieses Manko erklärt sich zunächst mit der Einordnung der Exilliteratur als Epoche der deutschen Literaturgeschichte, womit gleichzeitig die nationalphilologische wie auch die zeitliche Begrenzung ihrer Untersuchung umrissen ist.⁴¹ Zeigt sich bei ersterer eine strukturelle

36 S. hierzu Ilse Stangen und Tanja Kupisch in diesem Band.

37 S. hierzu Leonard Forster: *The poet's tongues. Multilingualism in literature*. London 1968.

38 Für einen Forschungsüberblick vgl. Esther Kilchmann: *Mehrsprachigkeit und deutsche Literatur. Zur Einführung*. In: *Zeitschrift für Interkulturelle Germanistik* 3 (2012), S. 11–19.

39 Lamping: »Linguistische Metamorphosen« (s. Anm. 28); s. auch Spies: *Exilliteratur* (s. Anm. 28).

40 Vgl. Spies: *Exilliteratur* (s. Anm. 28) sowie Wulf Köpke: *Die Wirkung des Exils auf Sprache und Stil. Ein Vorschlag zur Forschung*. In: *Exilforschung* (3) 1985: *Gedanken an Deutschland und andere Themen*, S. 225–237.

41 Vgl. hierzu Doerte Bischoff und Susanne Komfort-Hein: *Vom »anderen Deutschland« zur Transnationalität. Diskurse des Nationalen in Exilliteratur und Exilfor-*

Betriebsblindheit für Fragen der Mehrsprachigkeit, scheint auch die zeitliche Begrenzung der Emigration auf die Jahre von 1933–1945 für die Untersuchung von Sprache(n) im Exil eher hinderlich zu sein, insofern Sprachveränderungsprozesse sich über viele Jahre, z. T. über Generationengrenzen hinweg erstrecken können und in der Literatur und Selbstäußerungen oft Jahrzehnte nach Kriegsende von Autoren thematisiert wurden, für die es keine Rückkehr aus dem Exil gegeben hat.⁴² Tatsächlich entstehen Ende der 1960er und Anfang der 1970er Jahre eine Reihe von retrospektiven Reflexionen über das Verhältnis von Sprache und Exil, die lebensgeschichtlich jeweils den zeitlichen Abstand vom Geschehen zur Voraussetzung haben. Zudem entstehen sie aber offensichtlich in Kontexten, in denen es möglich wird, das Verhältnis von Sprache, Nation und Territorialität neu zu denken. Berühmte Beispiele sind hier vor allem Jean Améry's Essay »Wieviel Heimat braucht der Mensch?« (1966), Peter Weiss' Lessing-Preis-Rede »Laokoon oder Über die Grenzen der Sprache« (1968), aber auch etwa der Essay von Hilde Spiel »Das vertauschte Werkzeug. Schriftsteller in zwei Sprachen« (1973) oder die Rede »Leben als Sprachodyssee«, die Hilde Domin bei ihrer Aufnahme in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung 1979 hielt.⁴³

Die Auseinandersetzung mit sprachlichem Wandel im Spannungsfeld zwischen Erstsprache und Kontaktsprache(n), aber auch in der transgenerationalen Weitergabe, ist dabei nicht länger als ein historisch begrenztes Übergangsphänomen zu behandeln, sondern als Sprach- und Schreibform eigenen Rechts jenseits eindeutiger territorialer und nationaler Verortungen. In diesem Sinne argumentieren auch einige größere Studien der letzten Jahre. Sie widerlegen die Annahme, dass es unter den deutschsprachigen Schriftstellern kaum Beispiele für einen erfolgreichen Wechsel der Schreibsprache gegeben habe, und verweisen in diesem Zusammenhang zugleich auf den Aspekt einer literarisch produktiv genutzten Zweisprachigkeit.⁴⁴ Außerdem liegt eine Reihe exemplari-

schung. In: *Exilforschung* 30 (2012): Exilforschungen im historischen Prozess, S. 242–273.

42 Wulf Köpke: Gibt es eine Rückkehr aus dem Exil? In: *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*. Bd. 3: USA. Hg. v. John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak. Bern 2002, S. 334–363.

43 Jean Améry: *Wieviel Heimat braucht der Mensch?* In: Ders.: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart 2000 (4. Aufl.), S. 74–101; Weiss: *Laokoon oder Über die Grenzen der Sprache* (s. Anm. 3); Hilde Spiel: *Das vertauschte Werkzeug. Schriftsteller in zwei Sprachen*. In: *Literatur und Kritik* 79 (1973), S. 549–552; Domin: *Leben als Sprachodyssee* (s. Anm. 1).

44 Robert Leucht: *Experiment und Erinnerung. Der Schriftsteller Walter Abish*. Wien 2006; Susanne Utsch: *Sprachwechsel im Exil. Die »linguistische Metamorphose« von Klaus Mann*. Köln 2007; Simone Hein-Khatib: *Mehrsprachigkeit und Biographie*.

scher Fallstudien vor, in denen das Werk einzelner Autoren in der produktiven Interaktion von Erst- und Zweitsprache untersucht wird.⁴⁵

Die Spur der Sprache(n) im Exil zu verfolgen, heißt nicht zuletzt, Exilforschung mit Fragestellungen der Gegenwart zu verbinden, wo Sprachwandel und -bewahrung, Mono- und Multilingualismus im historisch veränderten Kontext von globalen Migrationsbewegungen mehr denn je von Interesse ist. In Fortführung aktueller Exilforschung, die die Emigration nach 1933 verstärkt unter der Perspektive von Transnationalität, Hybridität und Übersetzung in den Blick nimmt,⁴⁶ und im Bezug auf neuere Essays von Exilanten wie Vilém Flusser oder Ilija Trojanow, die den Konnex von »Exil und Kreativität« betonen,⁴⁷ zeigt der Band, dass es Dokumente (wieder) zu entdecken gilt, in denen heute zentrale Paradigmen wie das der Mehrsprachigkeit vorausgedacht werden. Nicht nur der Sprachwechsler Klaus Mann war, wie sich zeigt, davon überzeugt: »exile is not only a misfortune, but also a tremendous chance«⁴⁸.

Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Tübingen 2007; William Abbey (Hg.): *Between two languages. German-speaking exiles in Great Britain 1933–45*. Stuttgart 1995.

- 45 Stefan Willer: *Being translated. Exile, childhood and multilingualism in G.-A. Goldschmidt and W.G. Sebald*. In: *Memory Contests. Cultural Memory, Hybridity and Identity in German Discourses since 1990*. Hg. v. Anne Fuchs, Mary Cosgrove und Georg Grot. Rochester/NY 2006, S. 87–105; Carina de Jonge: *Gebrochene Welt, gebrochenes Deutsch? Der Einfluss der Sprache des Gastlandes auf das Deutsch von Exilschriftstellern anhand des Beispiels Konrad Merz*. In: *Neophilologus* 88/1 (2004), S. 81–101; Verena Jung: *Writing Germany in exile. The bilingual author as cultural mediator*. Klaus Mann, Stefan Heym, Rudolf Arnheim and Hannah Arendt. In: *Journal of multilingual and multicultural development* 25/5–6 (2004), S. 529–546; Christine Pendl: *Der zweisprachige Zwiespalt. Das politische Exilwerk Ruth Landshoff-Yorcks*. In: *Gender-Exil-Schreiben*. Hg. v. Julia Schöll. Würzburg 2002, S. 91–105; Richard Dove: *Almost an English author. R. Neumann's English language novels*. In: *German Life and Letters* 51 (1998), S. 93–105; Angelika Redder: *Fremdheit des Deutschen. Zum Sprachbegriff bei Elias Canetti und Peter Weiss*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 17 (1991), S. 34–54.
- 46 Doerte Bischoff und Susanne Komfort-Hein (Hg.): *Literatur und Exil. Neue Perspektiven*. Berlin 2013; Bettina Bannasch und Gerhild Rochus (Hg.): *Handbuch der deutschsprachigen Exilliteratur. Von Heinrich Heine bis Herta Müller*. Berlin 2013; Eckart Goebel und Sigrd Weigel (Hg.): *»Escape to Life«*. *German intellectuals in New York. A compendium on exile after 1933*. Berlin 2012; *Exilforschung* 27 (2009): *Exil, Entwurzelung, Hybridität*; *Exilforschung* 25 (2007): *Übersetzung als transkultureller Prozess*.
- 47 Vilém Flusser: *Exil und Kreativität*. In: *Ders.: Von der Freiheit des Migranten. Einsprüche gegen den Nationalismus*. Berlin 1994, S. 103–109. Kapitel und Band schließen mit der These: »Das Exil, wie immer es auch geartet sein möge, ist die Brutstätte für schöpferische Taten, für das Neue.« (ebd., S. 109); Ilija Trojanow: *Exil als Heimat* (s. Anm. 14).
- 48 Klaus Mann: *Culture in exile* [1939], zit. nach Utsch: *Sprachwechsel im Exil* (s. Anm. 44), S. 183.

Den in diesem Band behandelten Texten und Sprachdokumenten ist gemein, dass sie von translingualen Dynamiken bestimmt sind, die quer zur dominanten Vorstellung einer monolingualen Norm laufen und deshalb von dieser nicht adäquat erfasst werden können. Sie fordern auf diese Weise dazu auf, die Norm der Einsprachigkeit ebenso wie das Konzept eines emphatischen Muttersprachbezugs sowohl aus theoretischer als auch aus historischer Sicht zu hinterfragen.

In Bezug auf neuere linguistische Untersuchungen zu *code-switching*, (nicht-pathologischem) Sprachverlust (*language attrition*) und kontaktbedingtem Sprachwandel in Exil- und Diasporasituationen sowie auf aktuelle kulturwissenschaftliche Forschungen, z. B. zu Sprache und Trauma oder zu Phänomenen sprachlich-kultureller Hybridität, werden Dokumente und literarische Zeugnisse des Exils neu gelesen. Manche Textzeugnisse, die im Horizont nationalsprachlicher Kategorisierung und Rezeption sprachlicher bzw. literarischer Dokumente kaum Beachtung gefunden haben, werden so auf neue Weise relevant. Zugleich leisten die Aufsätze in ihrer Fokussierung auf die Bedeutung von Sprache(n) unter den spezifischen Bedingungen des Exils auch einen Beitrag zur Ausdifferenzierung linguistischer und kulturwissenschaftlicher Forschungen zu Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit. Die Beiträge des Bandes erkunden, auf welche Weise das Exil die Sprachpraxis, aber auch die Einstellungen gegenüber einzelnen Sprachen und Fragen von Ein- und Mehrsprachigkeit auf spezifische Weise prägt und verändert und inwiefern dadurch neue Sprech- und Schreibweisen hervorgebracht werden.

Teil I behandelt »Sprachkonzepte im Exil«. Dabei geht es zunächst um die Frage, ob und inwiefern das mit Beginn des 20. Jahrhunderts in Deutschland vielfältig ideologisierte Konzept der Muttersprache auch ins Exil nachwirkte (Utsch). Untersucht wird außerdem, inwieweit für emigrierte Wissenschaftler die Konfrontation mit einer anderen Sprache bzw. der Sprachwechsel Anlass dazu war, Denkvorstellungen zu überprüfen und Reflexionen über die Spezifik verschiedener Wissenschaftssprachen anzuregen (Maas, Kilchmann, Erdle, Weidner). Gelegentlich lässt sich sogar die Entwicklung neuer Forschungsfelder aus den sprachlichen Kontakt- und Schwellenphänomenen beobachten.

Teil II »Sprachverlust, Spracherhalt, Sprachwandel: Linguistische Analysen« befasst sich mit der Veränderung von Sprache im anderssprachigen Kontext des Exils bzw. der Diaspora. Dabei werden Phänomene des Sprachverlusts dargelegt, wie er etwa bei deutschen Auswanderern im grammatischen Bereich (Schmid, Lahmann und Steinkrauss) oder

auch in der durch die Kontaktsprache stark beeinflussten Lautung jüdisch-spanischer Sprecher in der bulgarischen Diaspora auftritt (Gabriel, Fischer und Kireva). Weiterhin wird gezeigt, dass Spracherhalt im Sinne der Bewahrung grammatischer Kompetenzen auch im Diasporakontext von den unterschiedlichen außersprachlichen Bedingungen der jeweiligen Sprechergruppen abhängen kann (Stangen und Kupisch). Inwiefern sich die Einstellungen individueller Sprecher im Exil zu ihrer Muttersprache und zur neu erlernten Fremdsprache lexikalisch konzeptionalisieren und in metaphorischem Sprachgebrauch ausdrücken, untersucht Leonardis Beitrag zu biografischen Interviews aus dem Betten-Korpus⁴⁹. Duran Eppler dagegen thematisiert den Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur im intergenerationellen Spannungsfeld von Segregation und Akkulturation bei deutschsprachigen Auswanderern im englischsprachigen Kontext.

Teil III beschäftigt sich mit »Mehrsprachigkeit in der Exilliteratur: Formen, Funktionen, Grenzen«. Dabei werden zum einen transkulturelle Dimensionen und Formen des Kulturtransfers in Werken mehrsprachiger Autoren und Autorinnen herausgearbeitet (Kucher, Andress, Barouch, Güde). Zum anderen wird gezeigt, auf welche Weise das Erzählen von traumatischen Erfahrungen der Ausgrenzung und Entortung durch Brüche auf der sprachlichen Ebene mit gestaltet wird. Sprachwechsel und Sprachbrüche im Text sind so Marker von erlebter Gewalt und thematisieren die Schwierigkeit, für diese Erfahrungen eine angemessene, nicht einfach repräsentierende Sprache zu finden (Gelber, Heimann, Willner).

Insgesamt zeigt sich, dass die untersuchten Dokumente von Sprache(n) im Exil das Verhältnis von Erstsprache, Zweitsprache und Literatur- bzw. Wissenschaftssprache auf vielfältige Weise neu zu lesen geben. Statt der bislang weitgehend angenommenen Dichotomie einer Bewahrung des Deutschen vs. der Aufgabe desselben im eindeutigen und womöglich irreversiblen Sprachwechsel zeigen die Untersuchungen dieses Bandes, dass sich Sprache(n) im Exil zwischen den Polen der Bewahrung bestimmter erstsprachlicher Wendungen und der Wertschätzung der Muttersprache einerseits sowie der unumgänglichen Veränderung durch Sprachkontakt andererseits bewegen. Phänomene des Sprachwechsels und der Mehrsprachigkeit erscheinen dabei als Momente, in

49 S. Anm. 31.

denen Sprache produktiv in Bewegung gerät, sei es, dass Wendungen oder Bilder der Erstsprache auf eine neue Weise reflektiert und transformiert werden oder dass Mischformen infolge unbewusster Prozesse entstehen oder auch bewusst ästhetisch gestaltet werden.

I. Sprachkonzepte des Exils

Susanne Utsch

»In einer fremden Sprache gestalten kann man nicht«

Der prägende Einfluss von Muttersprachideologien der 1920er und 1930er Jahre auf die Sprachbewahrungstendenz der Exilintellektuellen

Die meisten Intellektuellen und Schriftsteller, deren Exil um 1933 aus Angst vor oder Protest gegen die nationalsozialistische Diktatur begann, haben bekanntlich das deutsche Idiom auch nach ihrer Flucht aus Deutschland beibehalten. Zahlreiche Selbstaussagen, essayistische und literarische Texte zeugen von ihrer aktiven Bemühung um die deutsche Muttersprache. Das Weiterschreiben, ja Bewahren der deutschen Sprache galt ihnen als Norm; Ernst Bloch bezeichnete es als das »Normale« und »die Regel«.¹ Ein Sprachwechsel, zumal ein literarischer, schien den meisten Exilintellektuellen undenkbar und war geradezu tabuisiert. Sie teilten die Ansicht Ernst Blochs,

daß nur wenige Menschen und unter ihnen nur äußerst wenige Schriftsteller je imstande waren, sich in einer fremden Sprache so sicher, gar so produzierend zu bewegen wie in der eigenen. [...] [D]aß einer aus der eigenen Sprache desto schwerer in die andere fallen kann, je vertrauter er in der eigenen sich auskennt, je mehr er in ihr und durch sie erfahren hat.²

Dieses Zitat aus einem Vortrag, den Ernst Bloch 1939 in New York hielt, charakterisiert ein bekanntes Exilphänomen. Mit Etiketten wie »Sprachdilemma« oder »Sprachproblem« haben jedoch nicht nur die meisten Intellektuellen selbst, sondern auch die Exilforschung lange den exilbedingten Sprachkontakt beschrieben. Holzschnittartig und einseitig wurden die Selbstaussagen der Sprachbewahrer zum Normalfall und affirmativ-biografistisch zur Folie für wissenschaftliche Arbeiten.³ Dies hing nicht zuletzt auch mit dem nationalphilologischen

1 Ernst Bloch: Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur. Vortrag im Schutzverband Deutscher Schriftsteller, New York [1939]. In: Ders.: Politische Messungen. Pestzeit. Vormärz. Frankfurt a. M. 1970, S. 277–299; hier: S. 279.

2 Bloch: Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur (s. Anm. 1), S. 279–280.

3 Wertvolle Verdienste hat hier Wulf Köpke geleistet, der als einer der ersten diese Schiefelage thematisierte. Vgl. z. B. Wulf Köpke: Die Wirkung des Exils auf Sprache und Stil. Ein Vorschlag zur Forschung. In: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 3 (1985), S. 225–237. Vgl. auch Ders.: Das Sprachproblem der Exilliteratur. In: Handbücher zur

Fokus zusammen, der auch die Erforschung der germanistischen Exilliteratur dominierte und erst langsam aufbricht. Im Zuge dieses erweiterten Blickwinkels beginnt die Exilforschung zunehmend, fremdsprachige Texte von ehemals deutschsprachigen Exilschriftstellern zu berücksichtigen und muss infolgedessen auch den Kreis ihrer Protagonisten erweitern.

Während Einzeluntersuchungen in den vergangenen Jahren erstmals die Mehrsprachigkeit und Sprachwechselbemühungen im deutschsprachigen Exil nach 1933 in den Blick genommen haben,⁴ wurde die unter den Exilintellektuellen vorherrschende Sprachbewahrungstendenz als solche bisher kaum betrachtet und hinterfragt. Ausgehend von diesem Desiderat sollen deshalb hier der normative Charakter des Mutterspracherhalts sowie potenzielle, für dieses Sprachverhalten verantwortliche Prägungen der konservierenden Sprachauffassung untersucht und erörtert werden.⁵

Die Analyse basiert auf vielfältigen Selbstaussagen, die überraschend große Kongruenzen und Parallelen aufweisen und damit auch verallgemeinernde Rückschlüsse erlauben. Da eine Überblicksbetrachtung immer Gefahr läuft, undifferenziert und damit unzulänglich zu subsuimieren, sollen zwei Prämissen gelten.

1. Natürlich treffen die folgenden Überlegungen nicht auf alle Exilintellektuellen zu. Gegen eine Vereinnahmung haben nicht wenige sich bereits zu Lebzeiten verwahrt; Lion Feuchtwanger legte zum Beispiel großen Wert auf die Unterschiedlichkeit der Exilanten. Diese seien

Menschen jeder politischen Gesinnung, [...] jeder sozialen Stellung und jeden Charakters. Jetzt, ob sie wollten oder nicht, bekamen sie alle die gleiche Etikette aufgeklebt, wurden sie alle im gleichen Topf gekocht. Sie waren in erster Linie Exilanten und erst in zweiter, was sie wirklich waren.⁶

Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Band 2.4: Sprachgeschichte. Hg. v. Herbert Ernst Wiegand. Berlin 2004, S. 3110–3116.

4 An dieser Stelle seien nur folgende Monografien genannt: Bertina Henrichs: *L'(im)possible abandon. Le changement de la langue chez les écrivains exilés*. Paris 1998 (Mikrofiche); Andreas Wittbrodt: *Mehrsprachige jüdische Exilliteratur. Autoren des deutschen Sprachraums. Problemaufriss und Auswahlbibliographie*. Aachen 2001; Johannes Evelein: *Kurt Bauchwitz. Heimfindungen: Lebensbuch eines Emigranten*. Bonn 2006; Simone Hein-Khatib: *Mehrsprachigkeit und Biographie. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt*. Tübingen 2007; Susanne Utsch: *Sprachwechsel im Exil. Die ›linguistische Metamorphose‹ von Klaus Mann*. Köln 2007; Jenny Willner: *Wortgewalt. Peter Weiss und die deutsche Sprache*. Konstanz 2014.

5 Vgl. auch Utsch: *Sprachwechsel im Exil* (s. Anm. 4), S. 44–50 und S. 233–245.

6 Lion Feuchtwanger: *Größe und Erbärmlichkeit des Exils* [1938]. In: *Verbannung. Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller im Exil*. Hg. v. Egon Schwarz und Matthias Wegner. Hamburg 1964, S. 193–197, hier: S. 193.

Um bei aller Differenzierungsbemühung ein Vergleichsparameter zu haben, soll der Fokus hier auf der Perspektive des US-amerikanischen Exils liegen.

2. Die Ursachen und Gründe für die Bewahrung des deutschen Idioms im Exil, hier: in den USA, waren wie bei jedem Sprachverhalten von vielen Faktoren abhängig. Die wie auch immer geprägte Sprachauffassung kann also nur als ein, wenngleich dominanter Beweggrund für die Sprachbewahrungstendenz gelten. Bekanntlich empfanden es insbesondere die Intellektuellen als ihre Pflicht, die deutsche Muttersprache und mit ihr das deutsche Erbe und Kulturgut für die Post-Hitler-Ära zu konservieren.⁷ Zudem war die deutsche Sprache Kommunikationsmittel mit dem sogenannten Anderen Deutschland, von dem sich zahlreiche Exilintellektuelle den Aufstand gegen Hitler erhofften und deshalb von ihren Exilländern aus über klandestine Wege mit vermeintlichen Weggefährten kommunizierten.⁸ Erst nachdem Hitler im September 1939 den Krieg begonnen und keine innerdeutsche Revolution stattgefunden hatte, wandten sie sich enttäuscht von der in Deutschland verbliebenen Bevölkerung ab.

Neben diesen Aspekten beeinflussten zwangsläufig auch die äußeren Rahmenbedingungen in den USA das Sprachverhalten der Exilanten. Die meisten Intellektuellen verstanden ihr Exil als temporär und betrachteten es in jeder Hinsicht als Provisorium. »[K]ein Heim, ein Exil soll das Land sein, das uns aufnahm«⁹, heißt es bei Bertolt Brecht; analog dazu sei hier auch Lion Feuchtwangers in seiner dreibändigen Romantrilogie oft bemühte Wartesaal-Metapher erwähnt. Aus diesem Verständnis resultierte ein zum Teil radikaler Rückzug in die deutsche Sprache, wie ihn im US-Exil etwa Alfred Döblin oder Heinrich Mann vornahmen. Diese Form der sprachlichen Selbstisolation düpierte allerdings die US-amerikanische Mehrheitsgesellschaft, die seit 1917, dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg, mehr als einwanderungskritisch eingestellt war und von sämtlichen Immigranten gleich welcher Herkunft ein hohes Maß an Assimilationsbemühungen erwartete.¹⁰

7 Vgl. z. B. Thomas Mann: Zur Gründung der »American Guild for German Cultural Freedom« und der »Deutschen Akademie« [1937]. In: Ders: Werke. Politische Schriften und Reden 2. Frankfurt a. M. 1968, S. 341–343.

8 Vgl. dazu u. a. Erika und Klaus Mann: *The Other Germany*. New York 1940. Vgl. auch Utsch: Sprachwechsel im Exil (s. Anm. 4), S. 142–146.

9 Bertolt Brecht: Über die Bezeichnung Emigranten [1940–1945]. In: *An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit. Gedichte der Jahre 1933–1945*. Hg. v. Manfred Schlösser. Darmstadt 1960; hier: S. 226.

10 Vgl. Utsch: Sprachwechsel im Exil (s. Anm. 4), S. 95–98.

Dennoch behielten die meisten Exilintellektuellen die deutsche Sprache als Arbeitsmedium bei, weil es eben nicht nur eine Werk-, sondern auch eine Identitätskontinuität versprach, wie Günther Anders in seinem Text *Das Stammeldasein* reflektiert

Weil die Sprache das einzige Gerät war, mit dessen Hilfe sie sich, wenn auch nicht vor dem physischen Untergang, so doch von dem letzten Herunterkommen bewahren konnten; und weil sie das einzige unraubbare Gut war, das einzige Stück Zuhause, das sie, wenn sie es verteidigten, selbst im Zustande restloser Entwürdigung noch *beherrschten* [...].¹¹

Günther Anders beobachtete auch, dass gerade die bereits in Deutschland erfolgreichen Intellektuellen auch im fremdsprachigen Exilland an der deutschen Sprache als einzig adäquater Ausdrucksmöglichkeit festhielten.

Auffällig war, daß sich diejenigen, die ein unverkennbares Idiom und einen unbestreitbaren Sprachrang erarbeitet hatten, viel stärker vor den Fremdsprachen, mindestens vor dem Fremdsprechen, gehemmt fühlten, als diejenigen, auch als diejenigen Schriftsteller, die auch früher nie etwas anderes gekannt hatten als das durchschnittliche Mitmachen. Während diese den (>Talent< genannten) vorteilhaften Charakterdefekt besaßen, in einer zweiten oder dritten Sprache mitzuparlieren, ließen sich Männer wie Thomas Mann oder Brecht nur höchst ungern darauf ein, unter ihr eigenes Niveau zu steigen oder gar zu radebrechen.¹²

Zu dieser Gruppe ist auch Theodor W. Adorno zu zählen, der den mittlerweile englisch schreibenden Freund Siegfried Kracauer in den 1950er Jahren wiederholt zu erinnern versuchte, »daß das Entscheidende, was unsereiner zu sagen hat, von uns nur auf deutsch gesagt werden kann. Englisch könnten wir allenfalls so schreiben wie die anderen, so wie wir selbst nur deutsch.«¹³ Noch 1965 war er davon überzeugt, dass »man in der neuen Sprache niemals, mit allen Nuancen und mit dem Rhythmus der Gedankenführung, das Gemeinte so genau treffen kann wie in der

11 Günther Anders: *Das Stammeldasein*. In: Ders.: *Die Schrift an der Wand*. Tagebücher 1941 bis 1966. München 1967. S. 89–93; hier: S. 91.

12 Anders: *Das Stammeldasein* (s. Anm. 11), S. 89–90.

13 Brief von Theodor W. Adorno an Siegfried Kracauer am 1.9.1955. In: Theodor W. Adorno und Siegfried Kracauer: *Briefwechsel*. »Der Riß der Welt geht auch durch mich.« 1923–1966. Frankfurt a. M. 2008, S. 480–483; hier: S. 482. Vgl. den Brief von Theodor W. Adorno an Siegfried Kracauer am 19.7.1951: »Ich komme nun einmal nicht von meinem Aberglauben los, daß wir die entscheidenden Dinge nur in der einen Sprache sagen können, und bilde mir ein, zu dieser Meinung ein gewisses Recht zu haben« (S. 459–462; hier: S. 461). Vgl. auch Theodor W. Adornos Schreiben an Siegfried Kracauer am 23.2.1955 (S. 474–476; hier: S. 475). Herzlichen Dank an Birgit Erdle für die Hinweise.

eigenen«¹⁴. Diese Ansicht teilte fast wörtlich Ernst Bloch: »Keine Nuancen sind dem Ausländer echt ausdrückbar, keine Schärfe noch Tiefe« oder wie Lion Feuchtwanger schrieb: »Gewiß kann man lernen, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, *die letzten Gefühlswerte* des fremden Tonfalls lernen kann man nicht. In einer fremden Sprache dichten, in einer fremden Sprache gestalten kann man nicht.«¹⁵ Für Carl Zuckmayer schließlich war das Ausgeliefertsein an die englische Einsprachigkeit in Sprachkontaktsituationen einer der Hauptgründe, die USA als Exilland zunächst abzulehnen. Er »wollte absolut nicht nach Amerika«¹⁶: »Denn es ist für einen Schriftsteller und Dichter ein beschämender Zustand, bei jedem etwas komplizierteren Gespräch den Satz wiederholen zu müssen: ›I am not able to express myself‹.«¹⁷

Neben diesen Gründen wird auch das Lebensalter als Hinderungsgrund für einen Sprachwechsel angeführt.¹⁸ »Den Sprung in die neue Sprache«, so Alexander Stephan, »wagten fast nur Mitglieder der jüngsten Exilgeneration«:

Michael Hamburger, acht, Alexander Weiss, neun, Erich Fried, elf, Peter Weiss, sechzehn, Ernest Bornemann, siebzehn, Stefan Heym, neunzehn, Hertha Pauli, dreiundzwanzig, Ernst Erich Noth, dreiundzwanzig und, schon fast eine Ausnahme, der damals sechszwanzigjährige Klaus Mann.¹⁹

Problematisch an diesen zeitlichen Festlegungen ist, dass der Übergang zur Kontaktsprache des Exillandes selbstredend in keinem der Fälle über Nacht, sondern sukzessive und über Jahre hinweg in den einzelnen schriftlichen und mündlichen Domänen erfolgte. Das lässt sich beispielhaft an Klaus Manns schriftlichem Sprachwechsel illustrieren: Erste englische Schreibversuche unternahm er im Winter 1937/1938, also mit 31 Jahren, zu diesem Zeitpunkt allerdings noch mithilfe von englischsprachigen Korrektoren.²⁰ Den ersten eigenständigen englischen Aufsatz verfasste Klaus Mann im Frühjahr 1939, und im darauf-

14 Theodor W. Adorno: Was ist deutsch? Rundfunkgespräch [1965]. In: Ders.: Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt a. M. 1969, S. 102–112; hier: S. 110.

15 Bloch: Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur (s. Anm. 1), S. 279; Lion Feuchtwanger: Die Arbeitsprobleme des Schriftstellers im Exil. In: Sinn und Form 6/3 (1954), S. 348–353; hier: S. 350

16 Carl Zuckmayer: Als Emigrant in Amerika [1948]. In: Verbannung. Hg. v. Egon Schwarz und Matthias Wegner (s. Anm. 6), S. 148–154; hier: S. 148.

17 Zuckmayer: Als Emigrant in Amerika (s. Anm. 16), S. 150.

18 Köpke: Das Sprachproblem der Exilliteratur (s. Anm. 3), S. 3111.

19 Alexander Stephan: Die deutsche Exilliteratur 1933–1945. Eine Einführung. München 1979, S. 151.

20 Vgl. zum Sprachgebrauch von Klaus Mann zwischen 1936 und 1949 Utsch: Sprachwechsel im Exil (s. Anm. 4), S. 103–111.

folgenden Winter 1939/1940 vollzog er dann den literarischen Sprachwechsel, schrieb also mit 33 Jahren sämtliche fiktionalen und essayistischen Texte in der Zweitsprache. Abgesehen von der privaten Kommunikation mit Familie und Freunden sprach er jetzt vorwiegend Englisch. Allerdings ging er erst zwei Jahre später mit dem Verfassen seines Tagebuchs und den Briefen an seine Mutter in sämtlichen schriftsprachlichen Domänen zum Englischen über. Klaus Manns Sprachwechsel war damit vollständig erst mit 35 Jahren vollzogen, und er kann entgegen der Subsumierung bei Alexander Stephan sicher nicht zu den jüngeren Autoren gezählt werden.

Es gibt im US-amerikanischen Exil weitere Beispiele für ältere zweisprachige bzw. sprachwechselnde Schriftsteller, die Alexander Stephan hier auslässt und die teilweise eben wegen ihres Sprachwechsels aus dem erwähnten Fokus der nationalphilologisch orientierten (Exil-)Forschung geraten sind. Zu ihnen gehören Stefan Heym (1913–2001), der österreichische Journalist und Schriftsteller Hans Habe (1911–1977) und auch Heinz Liepmann (1905–1966), der gleich zu Beginn seines US-Exils mit 31 Jahren begann, Englisch zu schreiben.²¹ Ebenso ging Curt Riess (Jahrgang 1902) in den USA zur englischen Sprache über; er arbeitete für amerikanische Zeitungen und schrieb einige Bücher auf Englisch.²² Der Arzt und Autor Martin Gumpert (1897–1955), ein Freund Klaus Manns, wechselte mit 39 Jahren zum amerikanischen Englisch, und der deutsch-tschechische Schriftsteller und Journalist Hans (Hanus) Natonek (1892–1963) konnte sich erst als Mittfünfziger zu der sprachlichen Neuorientierung durchringen. Der Jurist und Schriftsteller Kurt Bauchwitz (1890–1974), der sich 1946 in Roy C. Bates umbenannte, war im Alter von 50 Jahren in die USA geflohen und wechselte dort »im Laufe der zwanzig Jahre, die er dort verbrachte«, die Sprache.²³ Es gibt also durchaus Beispiele für ältere Exilautoren, die sich in den USA sprachlich neu orientierten. Dies wirft die Frage auf, weshalb sich die hier genannten auf einen Sprachwechsel einließen, die Mehrzahl der Exilintellektuellen jedoch nicht.

Denn während die zusammengetragenen Faktoren aus Sicht vieler Exilintellektueller die Sprachbewahrung nahelegten, gab es mindestens

21 S. zu Heinz Liepmann, Erika und Klaus Mann: *Escape to Life*. Deutsche Kultur im Exil [1939]. Hg. v. Heribert Hoven. München 1991, S. 323.

22 S. Christoph Eykman: Curt Riess. In: *Deutsche Exilliteratur seit 1933*. Bd. 3.1: USA. Hg. v. John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak. Bern, München 2000, S. 418–430.

23 Thomas S. Hansen: Kurt Bauchwitz (Roy C. Bates). In: *Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933*, Bd. 4.1: Bibliographien. Hg. v. John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak. Bern und München 1994, S. 44–45.

ebenso viele Gründe für einen Sprachwechsel. Als wesentliches Manko der sprachlichen Isolation ist wiederholt der fehlende Resonanzboden genannt worden, also der Mangel an Leserschaft und Publikum, und damit einhergehend der öffentlichen Wahrnehmung, die in der die Identität und Existenz bedrohenden Exilsituation zur psychischen Stabilisierung verhelfen konnte. Es erübrigt sich beinahe zu sagen, dass die literarische Englischkompetenz nicht nur den übersetzungsfreien Zugang zum Buchmarkt ermöglichte – und damit im besten Fall die finanzielle Situation verbesserte –, sondern auch zu Arbeits- und Recherchemitteln wie Bibliotheken. Wer Englisch sprach, konnte sich zudem als weitere Einnahmequelle um die zwar mühsamen, aber ordentlich bezahlten Vortragsreisen quer durch die USA bewerben,²⁴ abgesehen von der deutlich besseren Integration und Kontaktmöglichkeit, die die Englischkompetenz mit der Mehrheitsgesellschaft ermöglichte. All dies sprach in den USA für einen nicht nur mündlichen, sondern auch literarischen Sprachwechsel, zumal das als Provisorium erhoffte Exil sich im Lauf der Jahre zu einem Provisorium entwickelte.²⁵

Ein Wechsel der Sprache ist aber nur indirekt von den objektiven Rahmenbedingungen abhängig. Entscheidend ist, wie ein Individuum diese erlebt und bewertet. Und diese subjektive Bewertung der Sprache und der mit ihr assoziierten sozialen und kulturellen Bedeutungen steht in engem Zusammenhang mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch. Ein Sprachwechsel wird also vor allem durch Einstellungen motiviert, Einstellungen des Individuums den Kontaktsprachen und ihren Sprechern gegenüber.²⁶ Diese Einstellungen haben in Sprachkontaktsituationen unter anderem Orientierungs- und Erkenntnisfunktion. In den Sozialwissenschaften und auch in der Soziolinguistik werden sie üblicherweise mittels direkter Befragungen erhoben. Da diese Methode der Literaturwissenschaft nicht zur Verfügung steht, müssen hier sprachreflexive Texte ausgewertet werden, in denen sich Exilautoren explizit zu den Kontaktsprachen und ihren Sprechern äußern.²⁷ Angesichts der

24 S. dazu Helga Schreckenberger: Vortragstätigkeit der Exilschriftsteller in den USA: Ernst Toller, Thomas Mann, Klaus Mann, Erika Mann, Emil Ludwig. In: Deutsche Exilliteratur seit 1933. Bd. 3.3: USA. Hg. v. John M. Spalek Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak. Bern, München 2002, S. 307–333.

25 S. Utsch: Sprachwechsel im Exil (s. Anm. 4), S. 82–86.

26 S. zur Spracheinstellungsforschung Utsch: Sprachwechsel im Exil (s. Anm. 4), S. 28–34. Sowie auch Simona Leonardi: Sprachmetaphorik in biografischen Interviews mit Israelis deutschsprachiger Herkunft, in diesem Band.

27 Joachim Scharloth hat das Konzept der Spracheinstellungen erstmals für die Arbeit mit literarischen Texten operationalisiert, vgl. Ders.: Spracheinstellungen in Spätaufklärung und Sturm und Drang. Eine ethnographische Annäherung anhand von Bei-

Diskrepanz zwischen den offensichtlichen Vorteilen des Englischschreibens und der Sprachbewahrungstendenz der Exilintellektuellen in den USA stellt sich die Frage nach ihrer Einstellung zum Deutschen und zum Englischen bzw. zur Zweisprachigkeit. Sie lässt sich aus wertenden Sprachbeschreibungen zusammentragen, die sich in fiktionalen und nicht-fiktionalen Texten der Sprachbewahrer finden.

Bei der Sammlung und Sichtung von Äußerungen über das deutsche Idiom im US-Exil fällt die häufige Verwendung des Wortes *Muttersprache* auf ebenso wie Assoziationen, die das Wort *Mutter* bzw. einschlägige Wortbildungen hervorrufen. »Nichts besaß ich auf Erden, nichts gab die Welt mir, / Als dich, o deutsche Sprache, du meine Mutter und Heimat«²⁸, lauten zwei Zeilen aus Jacob Haringers Gedicht *Deutsch*. Der österreichische Lyriker Ernst Waldinger dichtete dem Deutschen eine Art Mutter-Kind-Beziehung an: »Solange wir die Treue dir nicht brechen / Sind auch im Neuen Land wir unverwaist«.²⁹ Auch für Theodor Kramer war die Sprache zur einzig zuverlässigen Instanz geworden: »Ich suche Trost im Wort, das niemals noch mich trog«³⁰, und für Günther Anders blieb das Deutsche wie oben bereits zitiert: »das einzige unraubbare Gut, [...] das einzige Stück Zuhause«³¹. Dieser Tenor findet sich auch bei Klaus Mann: »Das Vaterland kann man verlieren, aber die Mutter-Sprache ist der unverlierbare Besitz – die Heimat der Heimatlosen (der Trost der Geängstigten und Betrübten)«³². So erlebte es auch Berthold Viertel: Allein die Sprache versprach als natürlicher Besitz Beständigkeit und Kontinuität – im Unterschied zur

spielen aus Schubarts »Deutscher Chronik«. In: Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbardisziplinen. Studies in Language Attitudes. Hg. v. Szilvia Deminger, Thorsten Fögen, Joachim Scharloth und Simone Zwickl. Frankfurt a.M. 2000, S. 41–57.

28 Jacob Haringer: *Deutsch* [1938–1944]. In: *An den Wind geschrieben*. Hg. v. Manfred Schlösser (s. Anm. 9), hier: S. 72.

29 Zit. nach Manfred Durzak: *Laokoons Söhne. Zur Sprachproblematik im Exil*. Akzente 1 (1974), S. 53–63; hier: S. 56.

30 Theodor Kramer: *Ich suche Trost im Wort* [1938]. In: *An den Wind geschrieben*. Hg. v. Manfred Schlösser (s. Anm. 9), S. 70.

31 Günther Anders: *Lebenserlaubnis* [1962]. In: *Verbannung*. Hg. v. Egon Schwarz und Matthias Wegner. (s. Anm. 6), S. 173–178; hier: S. 176.

32 Klaus Mann: *Die Sprache*. Manuskript (KM 593). Klaus-Mann-Archiv. Stadtbibliothek München. Monacensia. Literaturarchiv [KMA]. S. 1–7, hier: S. 1. Das Manuskript wurde zuerst unter dem Titel *Der Dichter und die Sprache* veröffentlicht. In: *Aufbau* 13 (1947), 15.8.1947, S. 7–8. Der Essay wurde außerdem am 28.9.1947 unter dem Titel *Das Sprach-Problem* in der *National-Zeitung* Basel publiziert und danach in gekürzter Fassung am 4.4.1948 in der Zeitung *Neues Österreich*. Die vorliegenden Essaysammlungen stützen sich auf die Basler Fassung: Klaus Mann: *Das Sprach-Problem* [1947]. In: Ders.: *Mit dem Blick nach Deutschland. Der Schriftsteller und das politische Engagement*. Hg. v. Michel Grunewald. München 1985, S. 131–136.

Staatsangehörigkeit, wie diese Gedichtzeilen illustrieren: »Man wird mit keinem Pass geboren / die Sprache lernte man als Kind«³³.

Der (Mutter-)Sprache werden hier existenzielle Funktionen zugeschrieben: Sie wird im Exil zum Ersatz für den gleichermaßen metaphorisch und konkret zu lesenden verschollenen Besitz, die verlorene Heimat, die vermisste Mutter. Die Überhöhung der (Mutter-)Sprache kulminiert in quasi-sozialen Eigenschaften und metaphysischen Fähigkeiten. Personifiziert als gewissermaßen unverwundbares Medium steht die Sprache dem Sprecher in Sprachbeschreibungen aktiv gegenüber, die eine durchweg positive Einstellung zur deutschen Sprache widerspiegeln.

Die hier als naturgegeben verstandene Bindung an die Muttersprache, ja ihre Überbewertung und Hypostasierung, verweist auf Kernthesen deutscher Sprachwissenschaftler in den 1920er Jahren. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich in Deutschland auch in der Sprachwissenschaft ein sogenanntes Versailles-Syndrom herausgebildet, das revisionistisch die Verteidigung und Behauptung des Eigenen, hier der Muttersprache, implizierte. Als über Jahrzehnte hinweg besonders einflussreich sind hier Georg Schmidt-Rohr und Leo Weisgerber zu nennen, die die Muttersprache als »unwiderstehliche Allgewalt«³⁴ über das Individuum definierten. Insbesondere Weisgerber maß der Muttersprache metaphysische, aktive Kräfte zu: Er spricht nicht vom Beherrschen der, sondern vom »Beherrschtwerden durch die Muttersprache«³⁵. »Als Glied einer Sprachgemeinschaft ist der Mensch nicht mehr das selbstherrliche Individuum, sondern der durch zahlreiche Bindungen mit anderen zusammengeschlossene Sprachgefährte.«³⁶ »Muttersprache« ist Weisgerbers Zentralbegriff, der *god term*, um den dessen gesamte ganzheitliche Sprachphilosophie kreist.³⁷

33 Berthold Viertel: Gekritzelt auf der Rückseite eines Reisepasses [1941]. In: Feuerharfe. Deutsche Gedichte jüdischer Autoren des 20. Jahrhunderts. Hg. v. Josef Billen. Leipzig 1997, S. 70.

34 Georg Schmidt-Rohr: Die Sprache als Bildnerin der Völker. Jena 1932 (die zweite Auflage erschien 1933 unter dem Titel: Mutter Sprache), S. 130.

35 Leo Weisgerber: Die Zusammenhänge zwischen Muttersprache, Denken und Handeln [1929/1930]. In: Ders.: Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung. Aufsätze 1925–1933. Hg. v. Helmut Gipper. Düsseldorf 1964, S. 175–208; hier: S. 202.

36 Leo Weisgerber: Sprachwissenschaft als lebendige Kraft unserer Zeit [1932]. In: Ders.: Zur Grundlegung der ganzheitlichen Sprachauffassung (s. Anm. 35), S. 386–393; hier: S. 392.

37 Mindestens 40 Schriften Leo Weisgerbers tragen den Begriff *Muttersprache* im Titel. Weisgerber stützt seine Thesen auf die überlieferte Semantik von *Mutter*-Komposita, die Claus Ahlzweig um 1800 verortet, vgl. Claus Ahlzweig: Muttersprache – Vaterland. Die deutsche Nation und ihre Sprache. Opladen 1994, S. 189. Den Begriff *god term* hat Clemens Knobloch im Zusammenhang mit Weisgerber geprägt, vgl. Clemens

Auch wenn Weisgerber als Universitätsprofessor deutlich stärker rezipiert worden ist, vertrat Georg Schmidt-Rohr als Studienrat und akademischer Außenseiter ähnliche Thesen.³⁸ Er hatte seine ›Flugschrift‹ *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens* bereits 1917 im sprachkämpferischen Duktus veröffentlicht:

Die Sprache vermittelt dem Menschenkinde Außenwelt und Innenwelt, es entfaltet und entwickelt sich unser Sehen, Denken, Fühlen, Wollen durch sie. [...] In der Gemeinschaft der Menschen, die durch unsere Muttersprache verbunden sind, ist unser eigenes geistiges und seelisches Werden in bedeutender Weise vorbestimmt. Hier ist unsere beste Heimat, hier unser Vaterland, dem wir wie unserem lieblichen Geschlecht verpflichtet sind.³⁹

Sowohl Weisgerber als auch Schmidt-Rohr verstehen oft in fast wörtlicher Übereinstimmung, wie Florian Coulmas zusammenfasst, »Sprache als hermetische Denkform einer Nation«⁴⁰ mit durchaus politischem Impetus.

Wulf Köpke konstatierte für die literarische Produktion im Exil eine »konservative Tendenz, Bewahrung, Konservierung statt Neuerung und Experiment«⁴¹. Tatsächlich lässt sich diese Beobachtung auch auf die Sprachauffassung und das daraus resultierende Sprachverhalten der Exilintellektuellen übertragen. Die hier zugrunde liegende These geht davon aus, dass die Sprachauffassung, ja das Sprachwissen der exilierten Schriftsteller wesentlich von den Muttersprachideologien der 1920er und 1930er Jahre geprägt war, wie es sich anhand dieser und weiterer inhaltlicher, nahezu wörtlicher Übereinstimmung nachweisen lässt.⁴² In einem zweiten Schritt wird zu zeigen sein, dass dieser Rückschluss

Knobloch: Volkhafte Sprachforschung. Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945. Tübingen 2005, S. 87. Vgl. auch Leo Weisgerber: Hat das Wort »Muttersprache« ausgedient? In: Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der deutschen Sprache 80/3–4 (1970), S. 163–171; hier: S. 165.

38 S. Knobloch: Volkhafte Sprachforschung (s. Anm. 37), S. 229.

39 Georg Schmidt: *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens*. Jena 1917, S. 36. Im Folgenden wird von Schmidt-Rohr gesprochen, da unter dem Doppelnamen alle späteren Werke erschienen.

40 Florian Coulmas: Muttersprache – auf Gedeih und Verderb? In: *Merkur* 551/2 (1995), S. 120–130; hier: S. 123.

41 Köpke: Das Sprachproblem der Exilliteratur (s. Anm. 3), S. 3113.

42 Sprachwissen im Sinne der Definition von Klaus J. Mattheier: Sprachgeschichte des Deutschen. Desiderate und Perspektiven. In: *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen*. Hg. v. Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier und Oskar Reichmann. Tübingen 1995, S. 1–18; hier: S. 16: »Es geht um das systematische und unsystematische Sprachwissen und die unterschiedlichen Handlungs- und Urteilsmotivationen, die bei einem Sprachgemeinschaftsmitglied bzw. in einer Sprachgemeinschaft verbreitet sind. Hierzu sollen alle Formen der geistigen Auseinandersetzung mit der eigenen und anderer Sprachlichkeit gezählt werden [...]«